

Michael Domsgen

# Kirchliche Sozialisation: Familie, Kindergarten, Gemeinde

## 1. Hinführung

Mit dem Begriff der Sozialisation wird die Entwicklung der Persönlichkeit im sozialen und kulturellen Kontext beschrieben. ›Sozialisation‹ umfasst dabei alle Impulse auf die Persönlichkeitsentwicklung, unabhängig davon, ob sie geplant und beabsichtigt sind, und auch unabhängig davon, welche Dimension der Persönlichkeitsentwicklung beeinflusst wird (Wissen, Gefühle, Bedürfnisse usw.). Im Folgenden soll es um die kirchliche Sozialisation gehen, also um die Entwicklung der Persönlichkeit im Kontext kirchlicher Religiosität. Dabei spielen die Familie und die Gemeinde eine wichtige Rolle. Ein bedeutendes Bindeglied zwischen beiden ist oftmals der Kindergarten.

## 2. Themenskizze

Religiosität umfasst die ganze Persönlichkeit und ist in allen drei Persönlichkeitsbereichen verankert: im Denken, im Erleben und im Handeln. Dabei kann sie in einem dieser Bereiche durchaus einseitig entwickelt sein, aber vom Grundsatz her lässt sie sich nicht auf einen dieser Bereiche einschränken. Der Religionspsychologe Bernhard Grom spricht deshalb zu Recht von einem »mehrdimensionalen Persönlichkeitsmerkmal, das nach Intensität (quantitativ) und Richtung (qualitativ) in jedem Gläubigen verschieden ausgeprägt sein kann« (Grom <sup>5</sup>2000: 19).

Wer über kirchliche Sozialisation nachdenkt, hat dies zu beachten. Deshalb soll im Folgenden (mit Charles Glock) nach **fünf Dimensionen von Religiosität** gefragt werden:

1. Nach praktischen Verhaltensweisen wie Gottesdienstbesuch oder privates Gebet (rituelle Dimension), wobei hier zwischen einer Praxis im öffentlichen und im privaten Raum zu unterscheiden ist.
2. Nach der Zustimmung zu zentralen Glaubenssätzen der jeweiligen Religion (ideologische Dimension),

3. nach dem emotionalen Berührtsein in Geborgenheit, Furcht usw. (emotionale Dimension),
4. nach den religiös motivierten Einstellungen zu Fragen des alltäglichen Lebens wie Kindererziehung oder Ehemoral (konsequentielle Dimension),
5. nach dem Wissen und der Kenntnis der Glaubenslehre (intellektuelle Dimension).

Die Persönlichkeitsentwicklung dauert ein ganzes Leben. Ebenso ist es mit der Entwicklung der Religiosität. Auch sie verändert sich über die verschiedenen Lebensphasen hinweg. Die folgenden Ausführungen beziehen sich schwerpunktmäßig auf **die erste Lebenshälfte**. Sachlich lässt sich dies damit begründen, dass im Kindes- und Jugendalter wesentliche Grundlagen der Persönlichkeit gelegt werden. Vor Augen führen kann man sich dies, wenn man sich die Interviews der dritten sowie die Wiederholungsinterviews der vierten EKD-Mitgliedschaftsumfrage anschaut (Studien und Planungsgruppe (Hg.) 1998). Fast alle Frauen und Männer antworten auf die bewusst offen gehaltene Erzählaufforderung unter den Stichworten Kirche, Glaube, Christentum und Religion mit einer Erinnerung an ihre Kindheit und Jugend. Sie blicken zurück auf ihre Lebensgeschichte und suchen nach Erlebnissen, die sie damit in Verbindung bringen können. Nicht die abstrakten Inhalte spielen dabei primär eine Rolle, sondern die damit verbundenen Lebensvollzüge. Dabei spielen die Gottesdienste zur Taufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung eine wichtige Rolle, Erfahrungen mit dem Pfarrer bzw. der Pfarrerin, aber auch emotional hoch besetzte Erlebnisse wie Erinnerungen an Weihnachtsgottesdienste, den Klang der Glocken oder das abendliche Gebet mit der Mutter vor dem Einschlafen.

Bei alledem ist zu beachten, dass **Religiosität und Kirchlichkeit nicht deckungsgleich** sind. Deutliche Unterschiede zeigen sich zwischen den verschiedenen Lebenszyklusphasen. So steigt im Alter die Wahrscheinlichkeit einer größeren Kirchennähe. Aber auch die Lebensform spielt eine große Rolle. Diejenigen, die nicht mit einem Ehepartner oder mit Kindern zusammenleben, weisen eine höhere Distanz zur Kirche auf als Menschen, die mit einem Partner und mit Kindern zusammenleben (Höhmann/ Krech 2006: 160).

Eine besondere Bedeutung bei der Entwicklung der Religiosität kommt der **Familie** zu. Sie ist die grundlegende und nachhaltigste Sozialisationsinstanz. Auch wenn sich deren Gewicht im Laufe eines Lebens verschiebt, bleiben deren Einflüsse doch ein ganzes Leben lang prägend.

Die besondere Aufgabe der Familie liegt in der absichtsvollen Einflussnahme der älteren auf die jüngere Generation – und in der Rückwirkung der Kinder auf die Eltern. Auch an anderen Orten – z. B. in der Kirchengemeinde oder in der Schule – versucht die ältere auf die jüngere Generation einzuwirken. Aber die Familie unterscheidet sich deutlich von den anderen Orten, weil sie viel früher prägend wirkt, weil in ihr – viel stärker als in Gemeinde und Schule – die ganze Persönlichkeit zum

Tragen kommt und weil Inhalte sofort rückgekoppelt sind an das Verhalten. In der Familie wird primär über Beziehungen gelernt.

Verbindungen zum Kindergarten und zur Kirchengemeinde sind vor allem in den ersten Lebensjahren ganz stark von der Familie bestimmt. Die Familie gibt nicht nur vor, ob und in welcher Intensität Kontakte zu diesen außerfamilialen Lernorten hergestellt werden, sie verarbeitet auch die Impulse, die aus diesen Lernorten kommen, auf eigene Weise. Deshalb werden dieselben Angebote in unterschiedlichen Familien auch ganz unterschiedlich aufgenommen.

Unter diesen Voraussetzungen werden im Folgenden Impulse für die kirchliche Sozialisation eines Menschen unter die Lupe genommen. Die Gliederung des Materials richtet sich dabei nach den eingangs benannten Dimensionen von Religiosität. Bei alledem spielt das Umfeld, in dem ein Mensch aufwächst, eine ganz große Rolle. Es kann die Entwicklung von Religiosität fördern, aber auch hemmen. Die in anderen Artikeln dieses Werkbuches skizzierten Entwicklungen (vgl. Art.: »Mitgliedschaft«) markieren deutliche Unterschiede. Es ist ein großer Unterschied, ob jemand in einer volkskirchlich geprägten ländlichen Gegend aufwächst, in der Kirchenmitgliedschaft selbstverständlich dazugehört, oder in einer entkirchlichten Großstadt, in der kirchliche Angebote kaum wahrgenommen werden.

### 3. Material

#### *3.1 Zur Bedeutung der kirchlich-religiösen Sozialisationsinstanzen*

Eine große Bedeutung für die Entwicklung von Religiosität im Allgemeinen und von Kirchlichkeit im Besonderen haben die Eltern. Befragt nach den Gründen für ihre Mitgliedschaft in der Evangelischen Kirche stimmten 38 % der Westdeutschen und 48 % der Ostdeutschen der Vorgabe zu »weil meine Eltern auch in der Kirche sind bzw. waren« (Schloz 2006: 60). Dieselbe Tendenz zeigt sich auch in der Beantwortung der Frage, welche Personen Einfluss auf die religiöse Entwicklung genommen haben bzw. welche Medien dabei eine Rolle spielten.

## Schaubild 1: Einfluss der Personen und Medien auf die Entwicklung des Verhältnisses zu Religion, Glauben und Kirche

Wie sich das Verhältnis zu Religion, Glauben und Kirche im Leben entwickelt, darauf haben zumeist bestimmte Personen oder Medien Einfluss. Wie war das bei Ihnen?

Bitte geben Sie für alle Möglichkeiten auf dieser Liste an, ob Ihre Einstellung zu Religion, Glauben und Kirche dadurch eher positiv, eher negativ oder gar nicht beeinflusst wurde.

### (A) Eltern



### (B) Großeltern



### (C) Geschwister



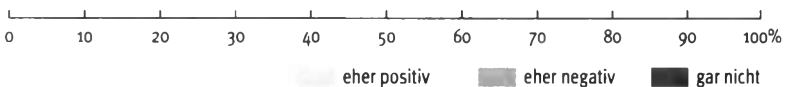
### (D) Ehepartner(in) bzw. Partner(in)



### (E) Freunde/Freundinnen



### (F) Pfarrer(in)/Pastor(in)



Quelle: KMU IV/1 2006: 445.

An erster Stelle werden von den Kirchenmitgliedern in Ost (85%) wie West (81%) die Eltern genannt. Auch den Großeltern und den Pfarrerinnen und Pfarrern wird eine hohe Bedeutung beigemessen. (Ehe-)Partner, Geschwister, Freunde, Lehrer sowie Jugendleiter folgen mit deutlichem Abstand. Die mediale Prägung wird als gering eingeschätzt. Auffällig dabei ist, dass der Einfluss der genannten Personen bzw. Faktoren im Osten fast durchgängig höher veranschlagt wird als im Westen. Es ist zu vermuten, dass aufgrund der geringeren christlich-religiösen Prägekraft des gesellschaftlichen Umfeldes dem kommunikativen Nahumfeld eine größere Bedeutung zukommt.

Bei der Weitergabe der Kirchenmitgliedschaft von einer Generation zur anderen spielt die **Intensität der Kirchenbindung** eine große Rolle. Nur 15% der Evangeli-

schen sagen, dass ihre Mutter überhaupt nicht oder kaum mit der Kirche verbunden war. Bei den Ausgetretenen liegt der Anteil, die das sagen, bei 34% und bei den schon immer Konfessionslosen sogar bei 62% (Pollack 2006: 96f. sowie Pittkowski 2006: 96f.). Wer Eltern hat, deren Verbundenheit mit der Kirche hoch ist, hat eine weitaus höhere Wahrscheinlichkeit, auch als Erwachsener der Kirche treu zu bleiben. Belegen lässt sich das, wenn man die Verbundenheitsgrade der befragten Evangelischen mit den Verbundenheitsgraden ihrer Eltern vergleicht.

### Schaubild 2: Verbundenheit der Evangelischen und Verbundenheit ihrer Eltern

	sehr		ziemlich		etwas		kaum		gar nicht	
	Vater %	Mutter %	Vater %	Mutter %	Vater %	Mutter %	Vater %	Mutter %	Vater %	Mutter %
sehr	51	40	15	7	5	3	4	2	3	7
ziemlich	27	30	44	37	22	12	11	5	9	11
etwas	13	20	34	40	52	55	40	29	30	23
kaum	5	7	7	13	19	24	36	46	36	37
gar nicht	5	3	2	3	2	5	9	19	22	23
gesamt	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100

Quelle: KMU IV/1 2006: 68.

Das eigene Kirchenverhältnis wird also stark von dem im Elternhaus erlebten geprägt. Dabei spielt auch der Vater eine wichtige Rolle. Bei den hier befragten Evangelischen war er sogar noch wichtiger als die Mutter. Insgesamt gilt, dass kirchliche Religiosität, die ihren sichtbaren Ausdruck in der Kirchenmitgliedschaft findet, in hohem Maße von der Stützung innerhalb der Familie abhängig ist. So betont Gisela (41 Jahre, verheiratet, ein Kind) in einem Interview: »Mein Glauben oder so, der ist im Grunde genommen auch nur durch die Erziehung gewachsen oder so, weil mir das von zu Hause aus mitgegeben worden ist.« (Studien- und Planungsgruppe der EKD 1998: 317)

Es sind nicht nur die Erlebnisse in der Kindheit, die kirchliche Religiosität prägen. Vor allem die **Erfahrung des eigenen Elternseins** führt bei sehr vielen Müttern und Vätern zu einer besonderen Offenheit und der Bereitschaft zur Veränderung. Das gilt auch für religiöse Themen. Die Einbettung in familiäre Beziehungen kann das religiöse Bedürfnis fördern, weil sie die Grenzen des eigenen Handelns und Sorgens vor Augen führt und gleichzeitig verdeutlichen, dass sich die Welt nicht rational erklären lässt. Die Eltern stehen vor der Aufgabe, auf die Lebensfragen ihrer Kinder zu antworten und sich zu religiösen Traditionsprozessen zu verhalten. Die Erfahrung der Geburt neuen Lebens und die daraus resultierende Verantwort-

tung für die eigenen Kinder können neue Impulse für die Ausgestaltung der eigenen Religiosität sowie für die Verhältnisbestimmung zur Kirche geben.

Interessant sind hier Äußerungen von »Malte«, einem Arzt, der sich selbst als Atheist bezeichnet. Er war im Rahmen der vierten EKD-Mitgliedschaftsumfrage wiederholt interviewt worden. Seine Glaubenseinstellungen hatten sich im Vergleich zum Interview vor zehn Jahren kaum geändert. Allerdings führte die Erfahrung der Elternschaft zum Wiedereintritt seiner Frau in die Kirche und zur Taufe der Kinder. Er selbst bezeichnet die Taufe nicht als »Aufnahme in die Gemeinde, sondern eben sozusagen .. äh .. ja äh ff- ... Kontakt bewahren zur zur kirchlichen Gemeinschaft.«<sup>1</sup> Dabei glaubt er nicht, dass »die aktiven Antworten, die die Kirche da .. äh gibt, den Leuten ähm soviel Hilfe geben. Ich glaube, das sind schon eher die Riten, die das äh tun« (a. a. O.: Zeilen 935–938). Hinsichtlich der Erziehung – auch der religiösen Erziehung – hat er »keinen Gestaltungswillen«, will seinen Kindern »nicht seinen Stempel aufdrücken«, sondern möchte, dass sie sich »selbst ne Meinung bilden« (a. a. O.: Zeilen 590–599). »Ob das klappen wird«, weiß er nicht: »Mal sehen. Sag ich Ihnen in 15 Jahren, ne« (a. a. O.: Zeilen 604f.). Die Religionssoziologin kommentiert: »Hätte Malte keine Tochter, die angesichts eines toten Spatzen das Problem der Endlichkeit des Lebens aufwirft, auf das er lieber mit dem Verweis auf einen Engel antwortet als mit der Erläuterung des biologischen Verfallsprozesses, hätte sich in seinem Leben vielleicht die »rationale« Perspektive gänzlich durchgesetzt.« (Wohlrab-Saar 2006: 333)

Die Bedeutung der Beziehungen innerhalb der Familie für die Überlieferung des christlichen Glaubens wird zukünftig eher steigen als sinken. Vor Augen führen kann man sich das, wenn man die Zustimmung zum sog. Traditionsargument betrachtet. Auf die Frage nach den Mitgliedschaftsgründen fand die Vorgabe »weil sich das so gehört« im Jahre 2002 eine Zustimmung von 25 % im Westen und 21 % im Osten (vgl. Art.: »Ost-/West-Differenzen«). Dies liegt weit unter der Zustimmung zur Bedeutung der Eltern. Das heißt, mit abnehmender Bedeutung von kirchlicher Religiosität im gesellschaftlichen Kontext und damit auch einer Abnahme des Konformitätsdrucks (»es gehört einfach dazu«; »alle machen es«) steigt die Bedeutung des nahen Umfeldes. Das ist vor allem die Familie, aber es sind auch Instanzen, zu denen eine besondere Beziehung aufgebaut wird, wie beispielsweise der Kindergarten oder die Kirchengemeinde. In den Fällen, in denen die Familie nicht explizit religiös erzieht, sind sie oft die einzigen Sozialisationsinstanzen, wo Impulse für die Entwicklung von Religiosität und Kirchlichkeit gegeben werden. Bei einer gelingenden Eltern- und Familienarbeit ist es durchaus möglich, dass von Kindergarten und Gemeinde Anregungen ausgehen, die dann in den Familien aufgenommen werden. Allerdings ist die kompensatorische Kraft, also die Möglichkeit, fehlende innerfami-

1. Wiederholungsinterview mit Malte vom 15. März 2006, Zeilen 615–617 (Die Wiederholungsinterviews sind – in anonymisierter Form – auf einer CD gespeichert, die interessierten Forscherinnen und Anwendern auf Anfrage im Kirchenamt der EKD zur Verfügung steht).

liale religiöse Erziehung auszugleichen, begrenzt. Sie hängt eng von der Intensität der erlebten Beziehungen sowie von der zeitlichen Dauer ab. Außerdem werden an den unterschiedlichen Sozialisationsorten auch unterschiedliche Dimensionen von Religiosität angesprochen. Grob verallgemeinernd ließe sich sagen, dass in der Familie primär über Beziehungen gelernt wird, in der Gemeinde primär über rituelle Handlungen. Ein kirchlicher Kindergarten nimmt eine Zwischenstellung ein. Sein Spezifikum liegt in der Verbindung von beziehungsorientiertem, rituellem und sequentiell-begrifflichem (also schulvorbereitendem) Lernen. Es ergeben sich also durchaus deutliche Unterschiede in den Impulsen, die für die verschiedenen Dimensionen von Religiosität gegeben werden. Bei alledem ist wichtig, dass Gemeinde und Kindergarten nicht als Bevormundung erlebt werden. Von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang, dass die Mehrzahl der Eltern dazu neigt, eindeutige Festlegungen hinsichtlich der religiösen Erziehung zu vermeiden und möglichst viel offenzuhalten. Das Kind soll einmal selbst entscheiden können. Auffallend ist, dass die Erwartung eines Beitrags der Kirchen zur Kindererziehung bei den Evangelischen sehr schwach ausgeprägt ist. Lediglich 40% der westdeutschen und 54% der ostdeutschen evangelischen Kirchenmitglieder meinen, die evangelische Kirche sollte einen Beitrag zur Erziehung der Kinder leisten (Schloz 2006: 59). Interessant ist, dass mit zunehmendem Alter der Befragten die Zustimmung dazu steigt. Allerdings liegt sie bei der Altersgruppe der potenziellen Eltern deutlich unter derjenigen der potenziellen Großelterngruppe (a. a. O.: 86). Es ist zu vermuten, dass die Befragten bei dieser Vorgabe eher an eine Bevormundung in einem als privat angesehenen Bereich der Lebensführung denken. Hier will man sich nicht hereinreden lassen.

Mit steigendem Lebensalter und stärkerer Nähe zur Kirche nimmt diese Sorge ab. Überhaupt ist es ja so, dass sich das Verhältnis von Familie und Kirche deutlich gewandelt hat. Es sind nicht mehr die Kirchen, die hier die Maßstäbe setzen, sondern die Familien. Sie entscheiden, was für sie von Interesse ist und was nicht. In diesem Zusammenhang spielen die Großeltern eine große Rolle, weil sie von ihrer lebenszyklischen Situation her oftmals stärker mit der Kirche verbunden sind. Sie können dadurch zu Vermittlern einer kirchlichen Religiosität werden.

### *3.2 Die rituelle Dimension*

In Anlehnung an Charles Glock lässt sich der christliche Glaube als eine Praxis verstehen, die sich sowohl im öffentlichen als auch im privaten Raum manifestiert. Im öffentlichen Bereich spielen vor allem die Gottesdienste eine Rolle, im privaten Bereich das persönliche Gebet.

### 3.2.1 Öffentliche religiöse Praxis

Ein Blick auf die Ergebnisse der vierten Mitgliedschaftsumfrage zeigt, dass der sonntägliche Gottesdienst als regelmäßige Veranstaltung nur für eine Minderheit der Kirchenmitglieder eine wichtige Rolle spielt. Lediglich 10 % der westdeutschen und 16 % der ostdeutschen Evangelischen sagen von sich, dass sie jeden oder fast jeden Sonntag den Gottesdienst besuchen (vgl. Art.: »Gottesdienst«). Allerdings scheint hier die persönliche Einschätzung weit über dem tatsächlichen Kirchgang zu liegen. Die durchschnittliche Beteiligung liegt seit Jahren zwischen vier und fünf Prozent. Interessant ist ein Blick darauf, was Menschen veranlasst, in die Kirche zu gehen. Hier zeigt sich, dass Gottesdienste, die eine starke Nähe zur eigenen Lebensgeschichte aufweisen, deutlich häufiger besucht werden (vgl. Art.: »Kasualien«). Zudem spielen jahreszyklische und gesamtulturelle Prägungen eine Rolle. Besonders deutlich ist das beim Weihnachtsgottesdienst, den ca. 36 % der Evangelischen besuchen. In Ostdeutschland liegt die Teilnahmequote sogar bei über 60%. Zudem finden sich auch viele Nichtchristen zur Christvesper ein (Kirchenamt der EKD 2007: 14f. sowie Rossner 2005). Mit dem Weihnachtsgottesdienst kann man etwas anfangen. Hier verbinden sich die weihnachtliche Botschaft, die Erinnerung an die eigene Kindheit und das Bedürfnis nach einer dem Festtag angemessenen Stimmung. Der Gottesdienst hat hier zudem eine stark allgemeinkulturelle Bedeutung. Auffällig ist zudem die starke familiäre Verankerung. Der Gottesdienst am Heiligen Abend wird nicht als zusätzliche Norm erlebt, deren Befolgung den Familienalltag stark belasten oder auch überlasten würde, sondern als familienstärkendes Element. Es ist ein Gottesdienst im Lebenslauf, der im weihnachtlichen familiären Zusammensein als stützend empfunden wird. So betont Karin (47 Jahre, zweimal geschieden, 3 Kinder) *»Weil das dann eben auch, äh ... mit der Familie einfach auch 'ne nette und 'ne gute Erinnerung ist, da eben gemeinsam da hinzugehen«* (Studien- und Planungsgruppe 1998: I/456).

Die Integration in familiäre Bezüge gelingt auch bei den kirchlichen Amtshandlungen (Taufe, Konfirmation, Trauung, Bestattung). So erfreut sich **die Taufe** unter den evangelischen Christen einer ausgesprochen großen Beliebtheit. Die Bereitschaft, das eigene Kind taufen zu lassen, ist ungebrochen hoch. 2002 erklärten 95 % der westdeutschen und 87% der ostdeutschen Evangelischen ihre Taufbereitschaft. Diese hohe Bereitschaft wird durch das tatsächliche Taufverhalten bestätigt. Interessant ist dabei, dass auf die Frage nach der Bedeutung der Taufe die Vorgaben *»Das Kind wird mit der Taufe in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen«* (92 % West; 91 % Ost) sowie *»Ein Kind wird getauft, damit es zur Kirche gehört«* (86 % West; 83 % Ost) die höchsten Zustimmungswerte finden (vgl. Art.: »Kasualien«). Damit liegen Motive in Übereinstimmung mit der kirchlichen Lehre deutlich vor konventionellen und pragmatischen Antwortvorgaben (z. B. *»Die Taufe ist vor allem eine Familienfeier«* 64 % West; 57 % Ost). Auch die Aussage *»Ein Kind wird*

getauft, weil es christlich erzogen werden soll« wird von 77% der westdeutschen und 83% der ostdeutschen Evangelischen bejaht. Allerdings ist darunter nicht per se das aktive Bemühen der Eltern selbst zu verstehen. Vielmehr ist davon auszugehen, dass Eltern, die ihr Kind taufen lassen, nichts dagegen haben, dass ihr Kind zum Beispiel religionspädagogische Angebote in Gemeinde und Schule wahrnimmt.

Bei der Taufe, bei den anderen Amtshandlungen, sowie bei den Gottesdiensten zu Weihnachten oder zur Einschulung lässt sich erkennen, dass kirchliche Gottesdienstangebote dann angenommen werden, wenn sie neben der kirchlich-theologischen Profilierung einen starken **Bezug zur alltäglichen Lebenswelt** der Menschen haben. Dann nämlich werden sie in den Lebenszusammenhang integriert und können prägend wirken. Für Familien entscheidend ist, dass diese Angebote ihr Zusammenleben stützen und nicht zusätzlich belasten.

Unter diesem Zielpunkt können auch Impulse aus dem **Kindergarten** aufgenommen werden. Besuchen Kinder einen kirchlichen Kindergarten, können sie auch dort öffentlicher religiöser Praxis begegnen. Genauere Untersuchungen zur Prägenkraft kirchlicher Kindergärten gibt es nicht. Allerdings lässt sich aus den Interviews zur dritten EKD-Mitgliedschaftsumfrage erkennen, dass im Rahmen der biografischen Verankerung von Religion diese Sozialisationsinstanz eine eigenständige und durchaus bedeutsame Rolle spielt. Auffällig ist, dass Erfahrungen vor allem dann erinnert werden, wenn sie durch entsprechende Einflüsse in der Familie verstärkt werden. So erzählt Kathy (25 Jahre, lebt mit ihrem Freund zusammen): *»Na gut, wie gesagt, ich bin in einer, äh, doch kirchlichen Familie aufgewachsen ... So bin ich dann auch getauft worden. Hm, bin in 'nen kirchlichen Kindergarten gegangen. So halbtags halt. Das fand ich eigentlich ganz nett und schön. Hab da auch, äh, positive Erinnerungen dran«* (Studien- und Planungsgruppe 1998: I/505). Worin diese positiven Erinnerungen bestehen, wird allerdings nicht genauer beschrieben. Es ist anzunehmen, dass es sich dabei hauptsächlich um Erfahrungen einer guten (oder auch als unangenehm erlebten) Atmosphäre handelt sowie um Erinnerungen an Personen, die in guter bzw. schlechter Weise prägend wirkten. Überhaupt ist auffällig, wie stark Glauben personal vermittelt wird, welche Rolle also die Beziehungsebene bei der Herausbildung der Religiosität spielt.

### 3.2.2 Private religiöse Praxis

Eine Teilnahme an kirchlich-öffentlicher Religionspraxis findet für die überwiegende Zahl der Menschen heute nur bei gottesdienstlichen Angeboten statt. Andere Formen öffentlicher religiöser Praxis sind stark zurückgetreten. Vor Augen führen kann man sich das am Tischgebet, das eine halb-öffentliche Form religiöser Praxis darstellt. Kannten Mitte der sechziger Jahre noch 62% der Deutschen das Tischgebet aus ihrer Kindheit, wobei 29% es auch später noch praktizierten, sank der Anteil derer, die Mitte der achtziger Jahre das Tischgebet kannten, auf 47%, wobei es

11 % auch später noch praktizierten (Köcher 1987: 178). Für die Gegenwart ist davon auszugehen, dass das Tischgebet nur noch von einem Bruchteil der Familien gepflegt wird. Die Gründe dafür sind vielfältig und reichen von der Veränderung der Essgewohnheiten bis zur Prägung des Alltags durch die neuen Medien (der Fernseher läuft den ganzen Tag über). Gleichzeitig zeigt sich eine Tendenz zur Privatisierung von Religion. All das, was auf eine öffentliche religiöse Praxis schließen lässt, ist bei der Mehrzahl der Familie im Alltag weitgehend nicht präsent.

Dies bedeutet jedoch nicht, dass das Gebet als Form privater religiöser Praxis nicht mehr praktiziert werden würde. 71% der westdeutschen und 68% der ostdeutschen Evangelischen sagen von sich, dass sie beten (»im weitesten Sinne verstanden«). Dieser Prozentsatz entspricht exakt dem Anteil derer, die angeben, an Gott zu glauben. Unter den Konfessionslosen sind es 23% im Westen und 10% im Osten. Gebetspraxis und Glaube an Gott sind eng aneinander gekoppelt. Allerdings muss das nicht immer so sein. Es gibt Menschen, die beten und gleichzeitig von sich sagen, nicht an Gott zu glauben.

### Schaubild 3: Wann und in welchem Rahmen beten Sie zumindest gelegentlich: ...?

Teilgruppe: Betende

	Ev. West %	Ev. Ost %	Konfl. West %	Konfl. Ost %
in der Kirche	57	61	9	15
alleine	83	86	100	84
mit Kindern, Angehörigen, Freunden	19	19	9	4

Quelle: KMU IV/1 2006: 463: 26b/K19b.

Bei den Inhalten überwiegen die Bitte um Hilfe in schwierigen Situationen sowie um das Wohl der nächsten Angehörigen und Freunde. Unter der Perspektive der kirchlichen Sozialisation ist auffällig, dass das Gebet mit Kindern, Angehörigen und Freunden, also das für Heranwachsende wahrnehmbare Beten, außerordentlich stark zurücktritt. Deutlich lässt sich ein Zusammenhang zwischen der kindlichen Gebetspraxis und der Bedeutung des Gebets im Erwachsenenalter aufzeigen. So erzählt Astrid (34 Jahre, ledig): »... also an Gott glaub ich schon, eben wie gesagt, weil es einem so mitgegeben ist, und auch, äh, speziell eigentlich so, dass ich als, ja das Kind eigentlich auch, dass man abends eben gebetet hat und ich sogar auch noch sonntags mittags ...« (Studien- und Planungsgruppe 1998: I/199).

Lernen Kinder das Gebet als Form religiöser Praxis nicht kennen, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie später nicht beten. Besonders prägend ist das Gebet im Rah-

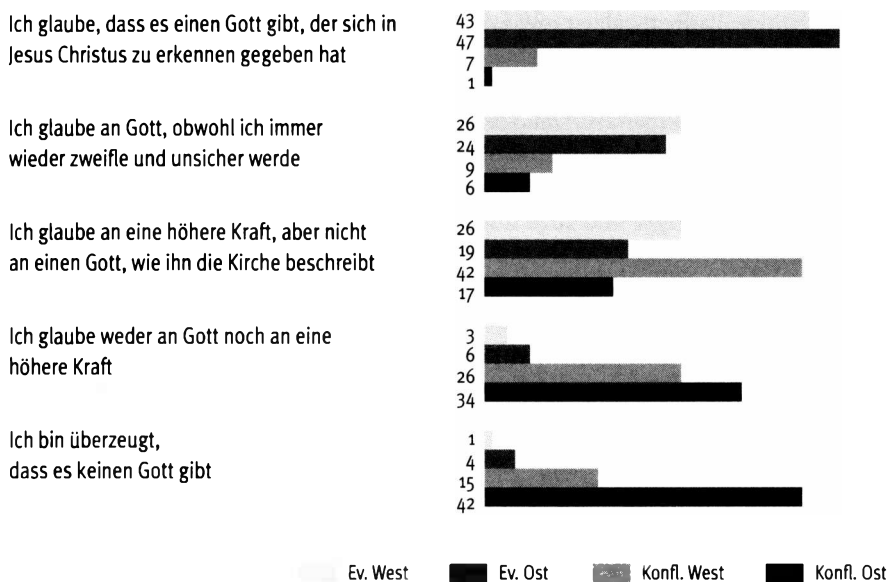
men des abendlichen Zu-Bett-Geh-Rituals. Hier wird das persönliche Gebet in der besonderen Begegnung zwischen Eltern und Kind laut gesprochen und bekommt eine feste Form. Es wird verbunden mit Gesten der Zuwendung und ist somit eingebettet in eine Atmosphäre der Geborgenheit und Nähe. Vor allem in Familien mit kleinen Kindern hat diese Form des Gebets eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, weil es hilft, den Übergang von dem Tag zur Nacht zu gestalten. Leider gibt es keine empirischen Untersuchungen zum Abendgebet, die Aufschluss über dessen Verbreitung und die genaue Praxis geben.

### 3.3 Die ideologische Dimension

Die Mehrheit der Evangelischen in Ost und West sieht die eigene Haltung am treffendsten im Glauben an Gott beschrieben, auch wenn dies für viele nicht frei von Zweifeln und Unsicherheiten bleibt. Gleichzeitig gibt es eine Minderheit von ca. 6%, die atheistische Positionen vertritt. Ein Viertel glaubt an eine höhere Macht.

#### Schaubild 4: Glaube an Gott

Auf dieser Liste stehen fünf Aussagen zum Glauben an Gott. Welche dieser Aussagen trifft am ehesten auf Sie selbst zu? (Antworten in %)



Auffällig ist, dass sich unter den ostdeutschen Evangelischen ca. 10% Atheisten befinden. Damit stimmen sie mit der übergroßen Mehrheit der ostdeutschen Konfessionslosen überein, die den Gottesglauben negieren. Unter den westdeutschen Konfessionslosen findet sich eine Mehrheit, die an Gott bzw. eine überirdische Macht glaubt. Es gibt also Kirchenmitgliedschaft ohne Glauben, aber auch Glauben ohne Kirchenmitgliedschaft.

An dieser Stelle wird ein **Zusammenhang zwischen Kirchenverbundenheit und Gottesglauben** deutlich. Stark verbundene Kirchenmitglieder ordnen sich der Aussage zu »Ich glaube, dass es einen Gott gibt, der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat.« »Etwas« Verbundene besetzen die Position »Ich glaube an Gott, obwohl ich immer wieder zweifle und unsicher bin.« »Kaum« oder »überhaupt nicht« verbundene Evangelische im Osten besitzen eine noch größere Glaubensferne als ihre westdeutsche Parallelgruppe. Das verdeutlicht, die oftmals anzutreffende Position »Glauben kann ich auch für mich alleine. Dazu brauche ich Kirche nicht« ist differenzierter zu sehen. Denn zwischen Kirchenbindung und Gottesgläubigkeit gibt es einen hohen statischen Zusammenhang, und ausdrückliches Christentum außerhalb der Kirche ist ein Minderheitenphänomen. Je enger man sich der Kirche zugehörig fühlt, desto klarer orientiert man sich am christlich definierten Glauben und umgekehrt. Ist der Kontext insgesamt, in dem man sich bewegt, wie in Ostdeutschland stark von Kirchenferne bestimmt, verstärkt sich dieser Effekt noch.

Insgesamt zeigt sich eine gewisse Diskrepanz zwischen kirchlich-dogmatisch vorgegebenen Glaubenssätzen sowie deren Rezeption durch die Kirchenmitglieder. Zwar befürwortet eine Mehrheit in Ost wie West ein christliches Gottesverständnis, zeigt aber auch das Bedürfnis, eigene Deutungen und Fragen in Glaubenssätzen unterbringen zu können. Aufgenommen wird dabei das, was alltagsrelevant ist. Damit zusammen hängt eine Tendenz zur Privatisierung. Die ideologische Dimension wird individueller. Problematisch daran ist, dass eine Verständigung mit anderen darüber schwieriger und auch immer weniger angestrebt wird. Fast ein Drittel aller Evangelischen (und zwei Drittel der Konfessionslosen) sagen von sich, dass sie nie über religiöse Themen sprechen. 13% sprechen häufig und 55% gelegentlich über solche Themen, wie folgende Übersicht zeigt:

### Schaubild 5: Gesprächspartner/innen zu religiösen Themen

Und mit wem sprechen Sie zumindest gelegentlich über religiöse Themen? Sagen Sie mir das bitte anhand dieser Liste.

Teilgruppe: spreche über religiöse Themen

	Ev. West %	Ev. Ost %	Konfl. West %	Konfl. Ost %
mit Familienangehörigen	79	80	74	65
mit Freunden und Bekannten	57	58	62	73
mit einem/einer Pfarrer/in oder anderen kirchlich Beschäftigten	21	31	3	5
in kirchlichen Gruppen	13	20	5	1
mit Arbeitskollegen	10	9	22	17
mit Menschen aus der Nachbarschaft	18	29	15	20
mit anderen	9	11	13	10

Quelle: KIM IV/1 2006: 462: 25B/K18b.

Ganz überwiegend werden Gespräche über religiöse Themen mit Familienangehörigen sowie Freunden und Bekannten geführt. Vermutlich schlägt sich hier nieder, dass Religiosität entweder im familialen Nahbereich eine Rolle spielt und deshalb auch dort thematisiert wird oder eben überhaupt nicht. Kirchliche Gruppen spielen eine geringe Rolle. Auch Pfarrerinnen und Pfarrer liegen als Gesprächspartner weit hinter den Personen des familialen Umfeldes.

Hinsichtlich der Überlieferung des Glaubens an die nachfolgende Generation liegt an dieser Stelle ein großes Problem. Sind Glaubensfragen nicht mehr Gegenstand von Verständigung und Gespräch, geht damit die Gefahr eines Verlustes ihrer Bedeutung im Generationenzusammenhang einher.

### 3.4 Die emotionale Dimension

Die emotionale Dimension, also die Dimension religiösen Erlebens und religiöser Erfahrung, spielt für die evangelischen Kirchenmitglieder eine wichtige Rolle, wie folgendes Schaubild aus der vierten Mitgliedschaftsuntersuchung zeigt:

## Schaubild 6: Glaubenserfahrung und religiöses Erleben

Wir haben in Gesprächen über persönliche Glaubenserfahrungen und religiöses Erleben unterschiedliche Meinungen gehört. Bitte sagen Sie zu jeder Aussage auf den Kärtchen, inwieweit sie auf Sie zutrifft oder nicht zutrifft. Antworten Sie bitte jeweils anhand der Skala mit 7 Feldern, die von »trifft voll und ganz zu« bis »trifft überhaupt nicht zu« reicht.

trifft voll und ganz zu

7

6

5

4

3

trifft überhaupt nicht zu

2

1

		Ev. West		Ev. Ost	
		%	MW	%	MW
(A) Gott führt mich wie ein Vater durchs Leben	trifft zu (6+7) trifft nicht zu (1+2)	<b>20</b> <b>32</b>	3,73	<b>30</b> <b>33</b>	3,92
(B) Ich spüre immer wieder, dass Jesus Christus lebt	trifft zu (6+7) trifft nicht zu (1+2)	<b>23</b> <b>35</b>	3,68	<b>31</b> <b>35</b>	3,86
(C) Ich habe eine enge persönliche Beziehung zu Gott	trifft zu (6+7) trifft nicht zu (1+2)	<b>22</b> <b>33</b>	3,70	<b>29</b> <b>33</b>	3,90
(D) Ich habe schon die Erfahrung gemacht, dass dunkle Mächte auf mein Leben einwirken	trifft zu (6+7) trifft nicht zu (1+2)	<b>13</b> <b>49</b>	2,97	<b>14</b> <b>53</b>	2,94
(E) Mein Glaube gibt mir ein Gefühl der Geborgenheit	trifft zu (6+7) trifft nicht zu (1+2)	<b>35</b> <b>21</b>	4,46	<b>50</b> <b>19</b>	4,89
(F) Ich hatte schon das Gefühl, dass ein Schutzengel mir hilft	trifft zu (6+7) trifft nicht zu (1+2)	<b>44</b> <b>13</b>	4,95	<b>46</b> <b>18</b>	4,84
(G) Ich hatte schon das Gefühl, eins zu sein mit der Welt	trifft zu (6+7) trifft nicht zu (1+2)	<b>19</b> <b>26</b>	3,84	<b>22</b> <b>33</b>	3,72
(H) Manchmal überwältigt mich ein tiefes Ge- fühl der Dankbarkeit dafür, dass ich lebe	trifft zu (6+7) trifft nicht zu (1+2)	<b>35</b> <b>17</b>	4,59	<b>43</b> <b>17</b>	4,78
(J) Ich habe schon erfahren, dass auch in einer ausweglosen Situation ein Neuanfang möglich ist	trifft zu (6+7) trifft nicht zu (1+2)	<b>49</b> <b>11</b>	5,08	<b>60</b> <b>8</b>	5,50
(K) Auch wenn ich mich anstrenge, habe ich oft das Gefühl, etwas schuldig zu bleiben	trifft zu (6+7) trifft nicht zu (1+2)	<b>12</b> <b>37</b>	3,34	<b>16</b> <b>36</b>	3,47

MW = Mittelwert

Auffällig ist hier, dass die durchschnittliche Zustimmung westdeutscher Evangelischer beim »Gefühl, eins zu sein mit der Welt« stärker ist als bei den ostdeutschen Kirchenmitgliedern. Bereits in der dritten EKD-Mitgliedschaftsumfrage 1992 zeigte sich diese Tendenz, als das »Staunen über die Wunder der Natur« bei Westdeutschen weitaus häufiger mit Religion in Verbindung gebracht wurde als in Ostdeutschland. Die Ästhetik der Natur scheint für Ostdeutsche keine so große Rolle für das religiöse Empfinden zu spielen. Dagegen wurde 1992 die Erfahrung von Gemeinschaft von den Ostdeutschen viel stärker religiös empfunden als von den Westdeutschen. Dass 2002 Glaube und das Gefühl von Geborgenheit stärker in Verbindung gebracht werden, kann als Indiz verstanden werden, dass sich diese Linie weiter fortsetzt.

Die höchste Zustimmung in Ost wie West liegt aber in der Erfahrung des Neuanfangs in einer ausweglosen Situation. Bereits 1992 wurde »Trost finden« am stärksten mit Religion in Verbindung gebracht. Hier soll Religion Halt vermitteln. Es sind also vor allem die **Grenzsituationen des Lebens**, die eine religiöse Bedürftigkeit zu Tage treten lassen können. Hier ist der Punkt, an dem sich Religion zu bewähren hat. Hier entscheidet sich auch, ob die vielleicht durchaus positiven Erinnerungen aus der Kindheit weiter tragen oder ob sie nur in der Vergangenheit hilfreich waren, ohne gestaltende Kraft für die Gegenwart. So berichtet Astrid, die mit dem Gebet aufgewachsen ist und die damit positive Erinnerungen verbindet, von der Leere, die sie nach dem plötzlichen Tod des Vaters empfand. *»Und mich konnte da auch nicht, überhaupt nicht trösten, dass der, äh Pastor dann eben auch ins Haus kam und die Familie dann beisammensaß und wir dann auch gebetet haben. Da hab ich so im Stillen, ich hab zwar meine Hände mitgefaltet, aber hab im Stillen hab ich eigentlich so gedacht, Mensch, was du hier erzählst, das kannst du auch für dich behalten, also das hilft mir auch nicht, ne ...«* (Studien- und Planungsgruppe 1998: I/200f.).

Erfahrungen mit Religion und Spiritualität sind wesentlich Erfahrungen zwischen Menschen. »Selbst dort, wo es um die individuelle mystische Versenkung geht, findet sie in der Regel nicht im »stillen Kämmerlein«, sondern in Anwesenheit anderer statt, die dieses Erlebnis befördern oder behindern können.« Die Religionssoziologin Monika Wohlrab-Sahr spricht hier deshalb von der »Erfahrung der Kopräsenz« (Wohlrab-Sahr 2006: 329), die mit gelebter Religion und Spiritualität einhergeht. Inhaltlich geht es dabei um die Unterbrechung unheilvoller Zusammenhänge in schwierigen Situationen bzw. um das Göttliche, das im Weltlichen hindurchscheint. In den Einzel- und Gruppeninterviews der vierten EKD-Mitgliedschaftsumfrage zeigt sich immer wieder dieses »Bedürfnis nach einer Differenzierung, die in irgendeiner Weise an Erlebnisse in Gruppen gebunden ist« (a. a. O.: 330).

Hinzuweisen ist noch darauf, dass es bei der experimentellen Dimension von Religiosität deutliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen gibt (Klein 1999). Grob verallgemeinernd lässt sich sagen, dass Frauen gemeinschaftsorientiert und

Männer aktionsorientiert sind. Männer delegieren eher die sinnliche Seite von Religion an Frauen, während sie selbst die Rolle des argumentativen und intellektuellen Kritikers übernehmen.

### 3.5 Die konsequenzielle Dimension

Spätestens seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs lässt sich ein Zerfall der konfessionellen Milieus beobachten. Die Menschen ordnen ihre sozialen Beziehungen nicht mehr bewusst nach der Konfessionszugehörigkeit. Das Zusammenleben in und außerhalb der Familie läuft seitdem immer deutlicher in Richtung einer Entkonfessionalisierung. Dabei gibt es regional erhebliche Unterschiede. Insgesamt jedoch ist diese Entwicklung nicht zu verkennen. Auch dadurch verliert kirchliche Religiosität ihre Prägekraft hinsichtlich der Folgen für das eigene Tun.

Für die Tradierung von Religiosität auf die nächste Generation hat das gravierende Auswirkungen. Waren vorher die sozialen Umwelten der Heranwachsenden in relativ geschlossene konfessionelle Milieus eingebettet, so fehlt nun diese außerfamiliale Stützung. Dadurch ist die Familie auf sich allein gestellt und muss sich dabei sogar gegen andere Einflüsse durchsetzen, die der religiösen Erziehung zuwiderlaufen. Verstärkt wird diese Entwicklung noch dadurch, dass die konfessionellen Unterschiede auch innerhalb der Familie häufiger werden. Dies führt auch zu einer geringeren Erkennbarkeit konfessioneller Religiosität. Auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass Evangelische als herausragende Merkmale des Evangelischseins einerseits moralische Bemühungen (ein anständiger Mensch sein, gute Werke tun) und andererseits Selbstbestimmung und evangelische Freiheit (seinem Gewissen folgen, über seinen Glauben selbst bestimmen, die Freiheit anderer achten) ansehen (vgl. Art.: »Mitgliedschaft«). Sehr niedrig bewertet werden kirchenspezifische Vorgaben, wie der Kirchgang, die Teilnahme am Abendmahl oder das Bibellesen. Dies schlägt sich auch im tatsächlichen Mitgliedschaftsverhalten nieder. 63 % der Kirchenmitglieder beteiligen sich »überhaupt nicht« am kirchlichen Leben, vom Gottesdienst einmal abgesehen. Für die heranwachsende Generation ergibt sich dabei das Problem, dass immer weniger Handlungen mit Kirche in Verbindung gebracht werden. Ein anständiger Mensch zu sein, ist zwar durchaus christlich, muss aber nicht unbedingt etwas mit Kirche zu tun haben.

Interessant ist in diesem Zusammenhang ein Blick auf das Engagement in unterschiedlichen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens. Es scheint nämlich so zu sein, dass das Leitbild eines anständigen Menschen im Osten stärker auch bei Konfessionslosen verankert ist, als im Westen. So sagen 49 % der westdeutschen und 46 % der ostdeutschen Evangelischen, dass sie sich unabhängig vom kirchlichen Leben engagieren (KMU IV/1 2006: 468f.). Bei den westdeutschen Konfessionslosen liegt dieser Anteil mit 40 % deutlich niedriger. Bei den ostdeutschen Konfessionslosen ist

er mit 45 % mit dem Wert der Evangelischen vergleichbar. Bei den Beweggründen dafür liegen die altruistischen Motive (»andern helfen«, »praktische Nächstenliebe üben«, »etwas Nützliches für das Gemeinwohl tun«) vor denjenigen, die auch den eigenen Nutzen betonen (»meine eigenen Fähigkeiten einbringen und weiterentwickeln«, »Spaß haben«, »mich dadurch aktiv halten«). »Soziales Ansehen zu erwerben« bzw. »dem Staat und den Gemeinden helfen, Geld zu sparen« sind Motive, die deutlich weniger genannt werden. Interessant ist, dass die altruistischen Motive im Osten stärker gewichtet werden. Das gilt auch für die Konfessionslosen mit Ausnahme des christlich konnotierten Motivs der »praktischen Nächstenliebe«. Eine ähnliche Tendenz zeigt sich auch bei einem Blick auf die Spendenbereitschaft. In Westdeutschland haben 30 % der Evangelischen und 20 % der Konfessionslosen in den letzten 12 Monaten einen größeren Betrag für einen wohltätigen oder gemeinnützigen Zweck gespendet. Im Osten liegt dieser Anteil mit 34 % bei den Evangelischen und 26 % bei den Konfessionslosen höher (a. a. O.: 472). Der Wunsch nach einer Übereinstimmung von Reden und Tun, von Gesinnung und Handeln scheint im Osten ausgeprägter zu sein. Ein Indiz dafür könnte auch in der Erwartung an die Pfarrer(innen) liegen, Vorbild für die Gemeinde zu sein, den die ostdeutschen Evangelischen mit 84 % um 19 % stärker gewichteten als die westdeutschen Evangelischen (Schloz 2006: 87). Auch bei den Äußerungen zu dem, was im Leben wichtig ist, lässt sich dies erkennen. Die gemeinschaftsbezogenen Ziele, allen voran »eine Familie/Kinder haben« werden im Osten bei Evangelischen wie Konfessionslosen deutlich stärker gewichtet (KMU IV/1 2006: 475).

### *3.6 Die intellektuelle Dimension*

Die Ebene des Wissens, der intellektuellen Auseinandersetzung mit religiösen Themen und der Kenntnis von Glaubenslehren ist relativ eigenständig zu sehen. Es ist durchaus möglich, dass jemand, der beispielsweise keinerlei religiöse Praxis absolviert, gut informiert ist über Glaubensaussagen. Auf der anderen Seite geht eine intensive religiöse Praxis nicht zwangsläufig mit einer Zunahme des religiösen Wissens einher. Für die große Mehrheit der Kirchenmitglieder ist davon auszugehen, dass ihr religiöser Wissensstand eher gering ist, weil eine ausdrückliche Beschäftigung damit nicht auf der Tagesordnung steht und deshalb dieses Wissen auch nicht benötigt wird.

Eine große Bedeutung für die intellektuelle Dimension hat der Religionsunterricht (Hanisch/Bucher 2002). Auch Kindergottesdienst und Kindergarten sind wichtig. Nicht unterschätzt werden darf allerdings die Rolle von Kinderbibeln. So gaben 38,1 % der von Hanisch und Bucher befragten Kinder an, die biblischen Geschichten aus der Kinderbibel zu kennen (Religionsunterricht 87,8 %, Kindergottesdienst 27,8 %, Kindergarten 15,9 %) (a. a. O.: 61).

## 4. Praktische Folgerungen

1. Von den hier genannten Sozialisationsinstanzen hat die Familie die größte Bedeutung. Man kann ihr geradezu eine Schlüsselrolle zuschreiben. Sie führt die Einflüsse zusammen und nimmt sie familienspezifisch auf. Dabei ist zu beachten, dass sich die Gewichtung der Familie über die Lebensspanne hinweg verschiebt.

Unter Familienperspektive lassen sich zwei Hauptperioden aufzeigen, in denen der Mensch in entscheidender Weise in seinem Verhältnis zur Religiosität der christlichen Gemeinde geprägt wird: als Kind in der Herkunftsfamilie und als Elternteil in der eigenen Familie. Beide Phasen sind durch eine besondere Offenheit und die Bereitschaft zur Veränderung geprägt. Beide Phasen sollten deshalb in der gemeindlichen Arbeit eine besondere Beachtung finden. Dabei ist sehr genau darauf zu achten, ob hier wirklich die Familien als Gesamtheit mit ihren Bedürfnissen im Mittelpunkt stehen oder nur die Einzelnen, die familial eingebunden sind. Dahinter steht die Herausforderung, die Binnenlogik der Familie konstruktiv aufzunehmen. In diesen Zusammenhang gehört auch, die Rolle der Großeltern für die kirchliche Sozialisation neu zu entdecken. Ihr Einfluss ist von wachsender Bedeutung, da die mit den Enkeln gemeinsam verbrachte Lebenszeit zunimmt und ein Großteil von ihnen zugleich aktiv an der Erziehung mitwirkt und die nachfolgenden Generationen unterstützt.

2. Die Religiosität in der Familie hat einen deutlich **pragmatischen Charakter**. Sie profiliert sich auf der Grundlage der vorhandenen Familientradition und den Anforderungen des Alltags. Das alles geschieht weitgehend unreflektiert. Entscheidend für die Aufnahme kirchlicher Angebote ist, ob sie sich in den Familienalltag integrieren lassen und ob sie diesen stützen oder behindern. Auch die Frage nach der lebensgeschichtlichen Relevanz ist entscheidend. Bei der Taufe gelingt diese lebensgeschichtliche Verankerung in Ost und West. Allerdings ist hier zu beachten, dass evangelische Alleinerziehende eine deutliche Zurückhaltung bei der Inanspruchnahme dieses Rituals zeigen, obwohl sie ihm im Grundsatz eine große Bedeutung beimessen. Zu vermuten ist, dass diese Zurückhaltung aus der Scheu resultiert, keine ›richtige‹ Familie vorweisen zu können, die man vor der Gemeinde präsentieren könnte. Hier wäre nach Möglichkeiten einer geschützteren Öffentlichkeit zu suchen. Zu denken wäre hier an Taufen im Rahmen des Kindergottesdienstes, der Krabbelgruppe oder des Kindergartens.
3. Die Familie braucht **Hilfe bei der religiösen Erziehung**, allerdings ist es sehr schwer ihr zu helfen. Denn die Entscheidungen und Handlungen innerhalb der Familie werden relativ autonom gefällt. Dabei spielt der Kontext, in dem sich Familie bewegt, eine große Rolle, allerdings werden die Einflüsse nicht eins zu eins umgesetzt. Hinsichtlich der kirchlichen Sozialisation ist wichtig, dass es nicht

ausreicht, Angebote für Kinder zu profilieren, ohne auch deren Eltern besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Gemeindliche Arbeit mit Kindern ist nicht gegen die Eltern möglich. Dafür sind die Einflüsse der Familie viel zu stark. Deshalb sollte die Perspektive heißen: »Vom Kind zur Familie«.

4. Kirchliche Religiosität ist ganz stark in den **Generationenzusammenhang** eingebettet und auf ihn angewiesen. Die Tatsache, dass die Erfahrung des Mutter- und Vaterseins mit einer besonderen Offenheit auch kirchlichen Angeboten gegenüber verbunden ist, unterstreicht das. Deshalb wird gemeindliche Arbeit immer auch mit einer Ermutigung zum Elternsein einhergehen. Dazu gehören neben der Wertschätzung von Müttern und Vätern ebenso Angebote zur Stützung der erzieherischen Kompetenz von Eltern. Konkretisieren kann sich dies in der bewussten Übernahme eines Kindergartens in die Trägerschaft der Gemeinde. Der Kindergarten bietet eine der wenigen Gelegenheiten, mit Familien in Kontakt zu kommen, die sonst nicht von kirchlichen Angeboten erreicht werden. Gemeindliches Engagement kann von solchen Eltern als Unterstützung erfahren werden. Dies ist auch deshalb so wichtig, weil die Art der Beziehung zwischen Eltern und Kindern Einfluss auf die Ausprägung des Gottesverhältnisses hat. Die Rede vom himmlischen Vater kann nicht losgelöst von den Erfahrungen mit den irdischen Vätern und Müttern gesehen werden.
5. Glaube wird in erster Linie durch personale Beziehungen übertragen. Die Inhalte haben einen nachgeordneten Stellenwert. Dies gilt im Grundsatz für alle Lernorte des Glaubens. Wenn Beziehungs- und Inhaltsebene nicht stimmig sind, verringert sich die Wahrscheinlichkeit einer Auseinandersetzung mit den Inhalten. Die Botschaft von der Menschenfreundlichkeit Gottes lässt sich nur in der Atmosphäre des gegenseitigen Erwünscht- und Anerkanntseins kommunizieren.

## 5. Weiterarbeit

1. Kirchliche Sozialisation läuft ganz stark über die Familie. Finden sich dort keine Verbindungen zur Kirche, wird es ungleich schwerer, Verknüpfungen zwischen Lebensgeschichte und gemeindlicher Arbeit herzustellen. Die Erfahrungen der Kirchen in Ostdeutschland sind hier sehr genau zur Kenntnis zu nehmen. Im Osten hat sich eine Feierkultur innerhalb der Familien herausgebildet, die fast gänzlich ohne den Bezug zur Kirche auskommt. Das Beispiel Jugendweihe kann dies verdeutlichen. Die traditionellen Verbindungsstellen zwischen Lebensgeschichte und christlichem Glauben, zwischen Familie und Kirche sind deshalb sehr gut zu pflegen. Ist die Verbindung erst einmal abgerissen, wird es sehr schwer, sie wieder herzustellen. Diskutieren Sie einmal in Gemeinde- und Mitarbeiter-

kreisen über die bisherige Praxis. Was gelingt gut? Wo gibt es Verbesserungsbedarf? Wie lassen sich Weihnachts-, Einschulungs-, Tauf- und Konfirmationsgottesdienste so gestalten, dass sie »Lust auf mehr« machen?

2. Der Kindergarten ist eine der wenigen Stellen, an denen sich ein enger Kontakt mit Eltern und ihren Kindern ergibt. Unterhält eine Kirchengemeinde einen Kindergarten, bekommt sie Kontakt zu Familien, mit denen sie sonst – aller Wahrscheinlichkeit nach – nicht in Kontakt kommen würde. Dabei sollte sie nicht von der Fragestellung ausgehen, wie sie Familien und Kinder heranzuführen, gewinnen und binden kann, sondern von der Überlegung, wie das Angebot der Kirche aussehen kann, damit Familien und Kinder an ihrem Ort in ihrer Gemeinde gut leben können. Entscheidend ist dabei, dass Menschen Erfahrungen und Erlebnisse mit der Kirche machen können, die sie in unterschiedlichen Lebensphasen und Lebenskrisenzeiten begleiten, unterstützen und stärken konnten.
3. Personen sind für die Herausbildung von (kirchlicher) Religiosität sehr wichtig. Schauen Sie sich im Gemeindevorstand bzw. im Kirchenvorstand die Tabelle zum Einfluss von Personen und Medien auf die Entwicklung des Verhältnisses zu Religion, Glauben und Kirche an. Sprechen Sie über Ihre eigenen Erfahrungen und überlegen Sie, wem die unterschiedlichen Altersgruppen in der Gemeinde begegnen. Keiner kann alles machen. Jeder sollte in dem Verantwortungsbereich, in dem er sich befindet, gestärkt werden. Entscheidend sind dabei auch Hilfen zur Gestaltung eigener Religiosität. Denken Sie darüber nach, wie beispielsweise Erzieherinnen und Erzieher im Kindergarten in ihrer Arbeit unterstützt werden können. Der fortlaufenden religionspädagogisch-theologischen Weiterbildung aller Mitarbeitenden kommt hier eine besondere Bedeutung zu. Bei alledem gilt es zu beachten: Noch bevor Kinder und Jugendliche kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern begegnen, haben sie wichtige Impulse von ihren Eltern und Großeltern empfangen. Deshalb sollte deren Unterstützung im Blick sein. Die Herausbildung und Stärkung religiöser Erziehungskompetenz von Großeltern könnte beispielsweise der Seniorenarbeit ein neues Profil verleihen.
4. Familienorientierung heißt nicht Idealisierung der Familie, sondern ein Ernstnehmen der familialen Einbindung der Einzelnen. Schauen Sie sich einmal die Veranstaltungen Ihrer Gemeinde an und überlegen Sie, welche Phasen im Familienzyklus im Blick sind. Bei der für kirchliche Sozialisation besonders wichtigen Phase von Familien mit kleinen Kindern fragen Sie sich: Wie kommen Familien vor? Was müssen Eltern organisieren, um daran teilzunehmen? Ist das für Familien interessant? Letztlich geht es um die Sensibilisierung für Anlässe und Situationen, die für Familien hilfreich sind, und um einen Perspektiv-Wechsel, um kirchliche Arbeit aus der Sicht von Familien wahrzunehmen.
5. Große Wege beginnen mit ersten kleinen Schritten. Es muss nicht erst ein umfassendes Konzept erarbeitet werden, um wichtige Einsichten umzusetzen. Pla-

nen Sie deshalb einen ersten kleinen Schritt und beobachten Sie, welche Folgen er hat. Es gibt nicht ein Konzept für alle Gemeinden. Vielmehr werden die Schwerpunkte unterschiedlich sein.

6. Inspirieren lassen können Sie sich dabei von einigen Praxismodellen. Vom Konzept her gut, aber von der Ausführung her verbesserbar ist das auf die Förderung der christlichen Familienerziehung ausgerichtete Modell »Tripp-Trapp. Das Angebot fürs Kinderzimmer« (Eltern und Kind Verlag)<sup>2</sup>. Ebenso auf die Familie gerichtet sind die Broschüren der Reihe »Wie kommt Gott ins Kinderzimmer?« (Weidle 2003/Grüßhaber 2007). Ein Modell in Kooperation von Familie und Gemeinde ist das vom Gemeindeglied der VELKD entwickelte Programm »Einladung zur Taufe – Einladung zum Leben« (Blank/Grethlein (Hg.) 1993) mit einer tauftheologischen Profilierung und konkreten Vorschlägen zur religionspädagogischen Gestaltung bestehender Aktivitäten. Eine Einbeziehung von Eltern bei der Vermittlung des Glaubens in der Gemeinde wird im (evangelischen) Hoyaer Modell (Meyer-Blank/Kuhl 1994) sowie im (katholischen) Modell der Familienkatechese (Biesinger 2005) versucht. Wichtige Impulse zur Profilierung eines christlichen Kindergartens gibt die Reihe »Kinder brauchen Hoffnung. Religion im Alltag des Kindergartens« (Scheilke/Schweitzer (Hg.) 2006).

## 6. Literatur

### *Lesehinweise*

- Domsgen, Michael (2006): Familie und Religion. Grundlagen einer religionspädagogischen Theorie der Familie. Leipzig.
- Brügge-Lauterjung, Birgit/Maschwitz, Rüdiger/Schoch, Martin (2005) (Hg.): Handbuch Kirche mit Kindern. Leinfelden-Echterdingen.
- Spenn, Matthias/Beneke, Doris/Harz, Frieder/Schweitzer, Friedrich (2007) (Hg.): Handbuch Arbeit mit Kindern – Evangelische Perspektiven. Gütersloh.
- Wassilios E. Fthenakis, Martin R. Textor, Martin R. (2007) (Hg.): Das Online-Familienhandbuch. Ein Internet-basiertes Handbuch zu Themen der Familienerziehung, Partnerschaft und Familienbildung für Eltern, Erzieher, Lehrer und Wissenschaftler. [www.familienhandbuch.de](http://www.familienhandbuch.de)

2. Zur Diskussion der Modelle vgl. Domsgen 2006: 320–331.

*Weitere Literatur:*

- Biesinger, Albert (<sup>13</sup>2005): Kinder nicht um Gott betrügen. Anstiftungen für Mütter und Väter. Freiburg/Basel/Wien.
- Blank, Reiner/Grethlein, Christian (1993) (Hg.): Einladung zur Taufe – Einladung zum Leben. Ein Konzept für einen tauforientierten Gemeindeaufbau. Entwickelt im Gemeindegemeinschaft der VELKD. Stuttgart.
- Grom, Bernhard (<sup>5</sup>2000): Religionspädagogische Psychologie des Kleinkind-, Schul- und Jugendalters. Düsseldorf.
- Hanisch, Helmut/Bucher, Anton (2002): Da waren die Netze randvoll. Was Kinder von der Bibel wissen. Göttingen.
- Höhm, Peter/Krech, Volkhard (2006): Das weite Feld der Kirchenmitgliedschaft. In: KMU IV/1 2006: 143–195.
- Kirchenamt der EKD (2007) (Hg.): Evangelische Kirche in Deutschland. Zahlen und Fakten zum kirchlichen Leben 2007. Hannover.
- Klein, Stefanie (1999): Religiöse Tradierungsprozesse in Familien und Religiosität von Männern und Frauen. In: RPädB 43: 25–40.
- Köcher, Renate (1987): Religion in einer säkularisierten Welt. In: Noelle-Neumann, Elisabeth (Hg.): Die verletzte Nation. Über den Versuch der Deutschen, ihren Charakter zu ändern. Stuttgart: 164–197.
- Meyer-Blank, Michael/Kuhl, Lena (1994): Konfirmandenunterricht mit 9/10-Jährigen. Göttingen.
- Pittkowski, Wolfgang (2006): Konfessionslose in Deutschland. In KMU IV/1 2006: 89–110.
- Pollack, Detlef (2006): Kommentar: Was tun? Ein paar Vorschläge trotz unübersichtlicher Lage. In: KMU IV/1 2006: 135–140.
- Rosner, Benjamin (2005): Das Verhältnis junger Erwachsener zum Gottesdienst. Empirische Studien zur Situation in Ostdeutschland und Konsequenzen für das gottesdienstliche Handeln. Leipzig.
- Scheilke, Christoph Th./Schweitzer, Friedrich (2006) (Hg.): Kinder brauchen Hoffnung. Religion im Alltag des Kindergartens. Bd. 1–4. Münster.
- Schloz, Rüdiger: Kontinuität und Krise – stabile Strukturen und gravierende Einschnitte nach 30 Jahren. In: KMU IV/1 2006: 52–88.
- Tripp, trapp (o.J.): Das Angebot fürs Kinderzimmer. Zur Begleitung Ihrer Kinder von 0 bis 6 Jahren. Verlag Eltern und Kinder. Gera.
- Weidle, Andreas (2003) (Hg.): Wie kommt Gott ins Kinderzimmer? Heft I: Ein Heft für Eltern. Leinfelden-Echterdingen.
- Grüßhaber, Alma (2007) (Hg.): Wie kommt Gott ins Kinderzimmer? Heft II: Unsern Kindern Wurzeln und Flügel geben. Leinfelden-Echterdingen.